

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Wiener Nachrichten“.

Nummer 8.

Wien, Samstag den 26. Juli 1924.

1. Jahrgang

Inhaltsangabe.

- Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck, (7. Forts.)
- Silberzeche bei Schlatten. Von Bergingenieur Max von Iler.
- Hochzeitsbräuche in Stilloan. D. S. D.
- Die erste Ernteigung des Grobenedigers. Nach der Beschreibung von Anton von Reuthner (1864).
- Die Frohnkalm. Von M. Wurnig.
- Das Primizessen. Von Hans Mahl, Wien.
- Der Knecht, Herr Wetti. Von J. P.
- Was alte Steine erzählen. Von Fr. J. U.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

Von Prof. Otto Stolz.

Eine andere Bezeichnung des Görzischen Fürstentums im 15. Jahrhundert lautete „die Lande oder die Grafschaft zu Görz hier vor und darinnen“, so in der Landesordnung von 1456 und in der Wiener Stadtordnung von 1460, oder auch „diesseits und jenseits der Gebirge“. Mit der ersten Ortsbestimmung sind in beiden Fällen das Görzische Landgebiet im Pustertal und Oberkärnten gemeint, die abgesehen von einigen kleineren Einschüßen fürstlich brignerischer Hoheit geschlossen von der Mühlbacher Klausel bis gegen Spinal reichte. Seit dem Anfall des gesamten Görzer Landgebietes an Oesterreich im Jahre 1500 pflegte man das mit Tirol vereinigte Gebiet von Pustertal und Wien auch kurzweg als „bördere Grafschaft Görz“ zu bezeichnen. Endlich ist die landschaftliche Benennung, die in einer Urkunde vom Jahre 1475 — dem Gerichtsurteil über die der Hingichtung der Ursula Poel von Wien beschuldigten Juden — gebraucht wird, bemerkenswert: „Die Herrschaft der Grafen von Görz in deutschen Landen, nämlich in Kärnten, an der Geil, Tra (Drau), Müll und im Pustertal“. Diese Bezeichnung bezeugt die volle Durchbringung des Deutschtums in jenen Gegenden und andererseits das Bewußtsein ihres völkischen (nationalen) Gegensatzes zu den windischen und welschen Gebieten des Hauses Görz in Krain, Istrien und Friaul.

Die Grafen von Görz haben sich nicht zum Begriffe der staatsrechtlichen Unteilbarkeit ihres Landbesitzes aufgeschwungen, wie dies in der Grafschaft Tirol schon um das Jahr 1330 der Fall war, sondern mehrere großjährige Mitglieder des Grafenhauses da waren, so teilten sie ihre Lande und nicht bloß nach den mehrfach erwähnten, räumlich selbständigen und nicht zusammenhängenden Gruppen, sondern sogar innerhalb derselben. Das schwächste natürlich die weitere Entwicklung des Görzischen Gesamtbesitzes ungenügend. Die Einzelheiten dieser mehrmaligen Teilungen und ihre Wiedervereinigung wollen wir aber hier nicht näher verfolgen. Im Jahre 1456 geriet sogar Graf Johann von Görz mit Kaiser Friedrich III. als Herrn von Innerösterreich in Krieg, er verlor, wie es bei der Ungleichheit der Kräfte nicht anders zu erwarten war und mußte alle seine Lande im Pustertal und Kärnten diesseits, d. h. östlich der Wiener Klausel an Oesterreich abtreten (1460 Friede von Pusarnitz). Stadt und Herrschaft Wien kam nun als Pfandschaft an österreichische Parteigänger, die mit der Bevölkerung wohl recht willkürlich umsprangen. Ein Volksaufstand beseitigte die österreichische Herrschaft über Wien und führte die des Grafen von Görz zurück. Die Görzischen Gerichte östlich der heutigen Tirol-Kärntner Landesgrenze blieben aber seitdem auch weiterhin

bis 1497 unter österreichischer Gewalt. Man wird kaum fehl gehen, wenn man annimmt, daß diese vierzigjährige Trennung des Görzischen Gebietes in Oberkärnten von der Grafschaft Pustertal und Wien deren gesonderte Behandlung nach dem Anfall des ganzen Görzischen Landgebietes an das Haus Oesterreich mitbestimmt hat.

Man ist vielleicht geneigt, die Geschichte der Landesherrenschaften (territorialen Dynastien) als für heute unwesentlich oder belanglos anzusehen. In Wirklichkeit drücken sich in ihnen sehr wichtige Entwicklungsgänge aus. Sie bezeichnen nämlich die Ueberwindung der frühmittelalterlichen, extensiven, d. h. oberflächlich ausgreifenden und mehr naturwirtschaftlichen Staatsordnung durch die spätmittelalterliche intensive d. h. in alle Lebensverhältnisse eingreifenden und der Volkswirtschaft entsprechende Staatsordnung. Im früheren Mittelalter (etwa bis zum 12. Jahrhundert) werden sehr ausgedehnte Räume, die alten Stammesherzogtümer und Grafschaften, von einzelnen, lediglich durch das eigentlich lockere Band des Lebenswesens von einander abhängigen Gewaltträgern wenig planlos und eindringlich regiert. Die Landesfürstenwähler sprengen die Rahmen der Stammesstaaten und Grafschaften und formen aus den Trümmern kleine, aber mehr geschlossene Gebiete. Es tritt zweifellos eine Verengung und Absonderung der staatlichen Lebensgebiete ein, aber innerhalb derselben auch eine Konzentrierung (Zusammenziehung) der Staatsgewalt auf einen einheitlichen Mittelpunkt, eine Verdichtung der gesamten Staatsstätigkeit nach den verschiedensten Richtungen u. die Heranbildung einer hierzu tauglichen Organisation in räumlicher u. sachlicher Beziehung. Hierin liegt das geschichtliche Verdienst u. die geschichtliche Bedeutung des spätmittelalterlichen Fürstentums. Wir dürfen über all den unendlichen Einzelheiten, Änderungen und Zickzackwegen der äußeren Landesgeschichte der deutschen Länder, die selbst nur für einige wenige Gebiete ein einzelner Kopf kaum in Gedächtnis halten kann, diesen höchst wichtigen, einheitlichen Zug der deutschen Landesgeschichte in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung nicht übersehen. Dieses mittelalterliche Landesfürstentum ist eine nicht weg zu denkende Stufe auf dem Weg zum modernen Staate. Diese Erkenntnis vermag uns die Geschichte Osttirols besonders deutlich und eindringlich zu vermitteln, da auf seinem Boden eben ein solches selbständiges Landesfürstentum, nämlich jenes der Grafen von Görz, seine besondere Betätigung entfaltet und seinen Mittelpunkt (zu Wien) aufgeschlagen hat. I)

8. Der Ausbau der politischen und der Gerichtsverwaltung im 13. bis 15. Jahrh.

Nach der alten Verfassung der Grafschaften zerfielen diese in mehrere, meist drei Sprengel, innerhalb derer der Graf abwechselnd die Bewohner an eine bestimmte Stätte, Dingstätte oder Schranne genannt, zur Rechtsprechung und Ordnung anderer öffentlicher Angelegenheiten entbot. Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts sehen wir diese Sprengel verfestigt, sie heißen dann Landgerichte. Diese hatten die Uebung der gesamten Ge-

Anmerkung: 1) Die Geschichte der vorderen Grafschaft Görz im Mittelalter ist nach dem vorhandenen archaischen Stoffe noch nicht geschrieben. C. Czernig's, so benannter Aufsatz in der Zeitchrift des Ferdinandeums 81. 151 ff ist nur eine flüchtige Skizze des Grafenhauses. Genauer bringt diese Czernig in seinem Werke „das Land Görz und Gradiska“ S. 490 ff. — M. Wutte liest in den Mitteilungen des Institutes f. österr. Gesch. 38. 282 zum erstenmale eine äktenmäßige Darstellung der Erbteilungen und Erbverträge des Hauses Görz im 14. und 15. Jahrh.

richtsbarkeit, auch der hohen oder Blutgerichtsbarkeit, welche die Abstrafung der schweren Verbrechen in sich schloß. Die alte Grafschaft Lurn hatte auf dem später tirolischen Teile nur ein Landgericht (indictum in provincia), das nach seinem Hauptorte Wien benannt war. Der Graf im Burgenau, der, wie wir wissen, Graf von Görz und Fürst geworden war, führte die Verwaltung in den Landgerichten nicht mehr persönlich wie einstens der Gaugraf, sondern setzte dazu Beamte ein. Als solche erscheinen für Wien zum erstenmale urkundlich im Jahre 1242 der Burggraf, und diesem unmittelbar untergeordnet der Richter, alsbald Landrichter von Wien. Der Burggraf war der unmittelbare Vertreter der landesfürstlichen Gewalt im Landgerichte, hatte für die öffentliche Ordnung und Sicherheit im Allgemeinen zu sorgen und hatte die Befehlsgewalt über die Burgen und das Aufgebot im Landgerichte. Die Würde eines Burggrafen von Wien wurde in einer Familie, die sich darnach benannte, erblich, den politischen Inhalt ihres Amtes übernahmen dann wieder eigentliche Beamte, die „Pfleger“ hießen. Dem Landrichter oblag die Rechtspflege, sein vollziehendes Organ, in anderen Gerichten Frohnbäte genannt, hieß hier der Landbote. Zur Abfassung der gerichtlichen Urkunden gab es einen eigenen Gerichtsschreiber. Man sieht, die Gerichtspflege (Justiz) war schon damals von der politischen Verwaltung tatsächlich getrennt und auch in den anderen Görzischen Gerichten ward meist diese Scheidung des Pflegers vom Richteramt beibehalten. Doch kam dem Pfleger später auch die Verwaltung des landesfürstlichen Urbarbesitzes oder wenigstens die Aufsicht über den damit betrauten Unterbeamten zu. Der Amtsbereich des Landgerichtes Wien erstreckte sich, was die hohe Gerichtsbarkeit und die Oberaufsicht über die politische Verwaltung anlangte, von Lengberg das Drautal aufwärts bis zum Christenbache bei Anras, der alten Grenze der Grafschaft Lurn und des Herzogtums Kärnten, und über das ganze Iseltal. Das Wahrzeichen dieser Hoheitsgewalt war der Galgen, 1307 in einem landesfürstlichen Teilungsvertrage ausdrücklich genannt. Er stand auf dem Felde bei Lenz jenseits der Isel, das heute noch die Galgenratte heißt. Noch im Jahre 1724 ward an seiner Stelle ein gemauertes Hochgericht erbaut, weil ein solches nach Ansicht der damaligen Gerichtsbarkeit weithin sichtbar und kennbar sei, daher auch eine größere Furcht und Abscheu vor dem Verbrechen nach sich zöge.

Innerhalb des Landgerichtes Wien erhielten die Täler Kals und Birgen mit St. Jakob in Deferegggen wohl infolge ihrer Abgelegenheit eigene Gerichtsämter, die aber nur die niedere Gerichtsbarkeit und die politische Verwaltung bis zu einem gewissen Grade selbständig auszuüben hatten. Die Heranziehung der Ortschaften Burgfrieden, Schrottendorf, Penzendorf, Tal und Dörfla zur Erhaltung und Bewachung der Wiener Klausel bewirkten auch für jene die Ausschließung eines eigenen Gerichtes, dessen Befugnis ebenso eingeschränkt war wie die der Gerichte Birgen und Kals. Endlich übte das Landgericht Wien auch noch die hohe Gerichtsbarkeit aus, die den Grafen von Görz auf dem Gebiete anderer Reichsfürsten, nämlich in den salzburgischen Gerichten Windisch-Matrei und Lengberg und im brignerischen Gerichte Anras zustand. Ueber dieses eigenartige Verhältnis wollen wir noch in einem eigenen Abschnitt berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Silberzeche bei Schlaiten.

Von Bergingenieur Max v. Jffer. (Sage und Geschichte über die Entdeckung der Tiroler Bergwerke. Sammler, 1. Jahrgang, 12. Heft.)

Das Bergwerk am Rötstein bei Schlaiten wurde um das Jahr 1550 eröffnet und stand lange Zeit wegen seines reichen Ertrages in hoher Blüte. Ueber seine Entdeckung erzählt die Sage I):

Einmal zog ein armer Wanderer durch das Nostal nach Lienz. Von Müdigkeit übermüdet, rastete er unter einem Baume am Schlaitner Berg. Da hörte er in seiner nächsten Nähe ein Geflüster und Gewisper um sich, als wenn er von Dienen umsummt würde. Er verhielt sich ganz ruhig und bemerkte bald eine Schaar Bergmännlein und Gnomen, die schwer beladen mit Säcken vom Berge niederstiegen und gen Lienz zogen. Das letzte der Männlein setzte sich in der Nähe des Wanderers auf einen Baumstumpf und kramte aus seinem Sack allerlei bunte glänzende Steine aus. Aus seinem Selbstgespräch entnahm der Wanderer, daß diese Steine wertvolles Silbererz sind, das an genau markierter Stelle am Rötstein ob Schlaiten gesammelt wurde. Nach Lienz gekommen, erzählte der Wanderer sein Erlebnis mit den Gnomen und es fanden sich beherzte Männer, die mit ihm auf die Suche nach den Erzschätzen nach dem Rötstein zogen.

Bald fanden sie die Erzgänge, nach welchen schon die Bergwerke mehrere enge, lange Stollen getrieben hatten und es entwickelte sich in der Folge ein lebhafter Bergbau, dessen Erze in der zu Lienz errichteten Schmelzhütte auf Kupfer und Silber verarbeitet wurden; dieser Bergbau, welcher die Silberzeche hieß, erhielt sich bis gegen 1620 im Betriebe. Der reichliche Lohn und die dauernd ergiebige Ausbeute machte die Knappen — nach der Sage — übermüdet, so daß sie der edlen Gottesgaben nicht mehr achteten und unter gotteslästerlichen Reden und Gefängen in Saus und Braus nach dem hochgelegenen Berggruben zur Arbeit zurückkehrten, fanden sie anstatt der reichen Silber- und Kupfererze nur mehr öden wertlosen Kies (2) in den Stollen vor und all ihr eifriges Suchen nach den verlorenen Bergschätzen blieb vergeblich, so daß die einst so erträglichen Baue schließlich verlassen werden mußten (3).

Die einen mit fleiß'ger, kräft'ger Hand,
Die andern mit Wissen und scharfem Verstand.

Das Kupfer das beste gewesen ist
Vom Uralgebirg bis zur spanischen Küst';
Hat ins Tal gebracht gar reichen Segen,
Verkehr ist's gewesen mit Schlitten und Wagen.

Da kam von Amerika Kupfer zu viel,
Sie gewinnen es dort mit leichtem Spiel;
Das hat uns zu Grunde gerichtet in kurzer Zeit.

Wir ist um Menschen und Bergwerk leid!

1) Mitgeteilt vom seinerzeitigen Expositus in Schlaiten, Hochw. H. Anton Kröll.

2) Kies ist gleich Arsenkies (Mispickel), ein dem Silber und Kupfererz ähnliches, metallisch glänzendes, spezifisch sehr schweres Material, das jedoch nur Arsen und Eisen enthält und völlig wertlos ist. Tatsächlich enthalten die alten Erzgruben bei Schlaiten noch heute große Mengen solcher wertloser Kies.

3) Näheres über diesen Bergbau enthält M. R. B. Wolfstam „Die Tiroler Erzbergbau 1903“, pag. 377—383.

Hochzeitsbräuche in Sillian.

Richtigmachen in der Pfarre Sillian geschieht im Hause, wo die Braut wohnt, mit Feststellung der gegenseitigen Vermögensverhältnisse für den Fall des Wiederverheirathens im Beisein von Zeugen; dann erscheinen auch die eingeladenen nächsten Nachbarn zum allseitigen Beleg.

Brautbegehren. Nach der Frühstücksuppe, welche die Braut ihren und der Bräutigam seinen Gästen in der eigenen Wohnung gibt, wird vom Bräutigam ein Abgeordneter abgesandt, die Braut zu begehren. Er ersucht

den Hausvater (Hausmutter), sie zur Begleitung nach der Kirche seiner Obhut anzuvertrauen, betont die bevorstehende heilige Handlung, erinnert, wie schon Gott selbst das erste Weib, die Eva dem Adam angetraut habe, und die Braut an die eheliche Treue und Folgsamkeit usw.

Brautensingen. Abends nach der Hochzeit wird das Brautpaar von den Gästen, welche am nächsten bei denselben wohnen, nach Hause begleitet. Das Haus wird gesperrt gefunden. Es wird an die Tür geklopft. Darin wird gefragt: „Wer ist außen?“ Es wird geantwortet: „Obdachlose bitten um Einlaß.“ Zu später Stunde wird der Eingang verweigert. Das Bitten wird wiederholt und ebenso der Einlaß verweigert. Nachdem sich das Brautpaar endlich als die neuen Hausleute meldet, wird die Haustüre geöffnet (das bis jetzt Vorkommene wird in der Regel reinweise gesprochen) und der Braut ein Besen (Mäuser), Kösle, Epilshuder usw. übergeben und ihr Exarjantkeit in der Hauswirtschaft, Reinhaltung des Hauses, gute Beaufsichtigung des Dienstpersonals und die Erziehung ihrer anzuheffenden Kinder in einer längeren Rede bringend ans Herz gelegt und empfohlen. Nachstehend eine Probe der bei dieser Gelegenheit gebräuchelten Rede.

Im Hause: Wer klopft noch an der Tür und laßt uns keine Ruh', geh schau, ist die Tür wohl zu, und schließ den Riegel für.

Außen: Laßt uns ein wenig ein, ich glaub wir haben Zeit, es geht schon auf neune, es kommen die Hochzeitseut.

Innen: Grad geschwind tu ich net auf, weil ich net weiß, wer Ihr seid; die Nacht ist viel zu grau, ich kenn sie net, die Zeit.

Außen: Jetzt muß ich erst recht lachen, jetzt sperrt er erst recht zu, was ist mit Dir zu machen, o mein lieber Due.

Innen: Die Brautleute kenn' wir schon, es ist nicht, wie Du sprichst, Du läßt uns Maul voll an, Dir ist's Jaz; ich trau Dir net.

Außen: O ja, mein lieber Herr, Du hast Neben sein's, wenn Du willst wissen, wer? Die Brautleute selber sein's.

Innen: O, da wär ich wohl ein Jag und laßt Euch hinein, für Euch hab ich kein' Platz, Ihr könnt' besoffen sein.

Außen: Du willst uns nicht viel glauben, Du bist des Thomas Span, Du hast ein kleines Vertrauen, tu auf und schau sie an.

Innen: Ihr dürft mir nicht viel sagen, ich kenn mich schon aus, sobald ich Euch wollt' verjagen, brächt ich Euch nicht hinaus.

Außen: Du bist voller Sorgen, das kann man wohl verstehen, verjage uns wieder morgen, wenn wir Dir aussiehn.

Innen: Wo wollt Ihr heut noch hingehn, bei der so finstern Nacht, niemand wird Euch aussiehn, der Euch ein Tor aufmacht.

Außen: O, da wär ich wohl ein Häuter, und halt so lange an, ich glaub, wir fahren weiter, wenn Dir nichts liegt daran.

Innen: Ich hab kein leeres Zimmer, die Schloßer sind alle für nicht, ihr könnt mir machen lange Finger, Euch ist zu trauen nicht.

Außen: Es geht uns da nicht besser, ich hab mich erst verston, mache auf die Schloßer und nimm die Brautleut on.

Innen: Zu was seid Ihr so herglockt, und da so herzuhehn, habt Ihr gemeint, Ihr habts getroffen, möchtet grad einer gehn.

Außen: Tu uns nimmer a Weil verieren, sonst verlieren wir die Geduld, und wenn wir alle erfrieren, so hast allein die Schuld.

Innen: Jetzt müssen wir beschließen, ich glaub, es ist genug, es möchte Euch verdriesen, geht her und nehmt die Ruh.

Außen: Du bist wohl a harber Due, und barmherzig wie a Tier, jetzt ist's einmal genug, mach jetzt auf die Tür.

Nach Öffnung des Tores: Jetzt seid mir schön willkommen und höflich aufgenommen, Ihr seid schönstens gegrüßt von allen Seit', kommt hinein zu unserer Freud.

Beim Uebergeben der Sachen, welche für die Braut bestimmt waren: „Nehmet hin die Gaben, welche wir für Euch bereitet haben. Ihr wolleet sie nicht verschmähen, sondern auf den guten Willen sehen.“ D. S. — D. (Sammler, 1. Heft, Jahrg. 1906—07.)

Die erste Besteigung des Großenedigers.

Nach der Beschreibung in „Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen“ von Dr. Anton von Ruthner, 1884.

Früher hielt man den Großenediger, nach dem Großglockner die bekannteste Erhebung in den Tauern, für höher als den Großglockner. Allerdings nicht die gebildeten Kreise. Der gemeine Mann aber, der seinem Berufe nach seinen Blick auf die Berge richten muß, der Jäger und der Wäppler, hatte oft bemerkt, daß die aufgehende Sonne den Gipfel des Benedigers viel früher rötet, die untergehende denselben viel später verläßt, als die Spitze des Glockners und folgerte daraus, daß die erstere Spitze höher als die letztere sei. Es schien aber unmöglich, daß die Frage über das Höhenverhältnis des Großglockners und Großenedigers je unwiderlegbar beantwortet werden könnte, weil der Benediger wenigstens bei den Bewohnern seiner Umgebung für unersteigbar galt. Freilich war mit dieser behaupteten Unersteiglichkeit selbst der Name des Berges in Widerspruch, der davon abgeleitet wurde, daß man von seinem Gipfel die einstige Befestigung des adriatischen Meeres, Benedig, sehen sollte und eben weil diese Tatsache bekannt geworden war, doch jemand auf der unersteiglichen Spitze gewesen und von ihr Benedig gesehen haben mußte. Allein auch dies beunruhigte die Anwohner nicht, indem sie erklärten, der Berg sei ersteigbar gewesen, neuere Veränderungen seiner Gletscher aber hätten seine jetzige Unersteiglichkeit herbeigeführt. Die Meinung über die Unmöglichkeit, den Gipfel des Großenedigers zu erreichen, war in ihnen so festgewurzelt, daß sie jeden Versuch einer Benediger-Ersteigung für ein erfolgloses Unternehmen hielten. Vollends wurde diese Meinung, als Erzherzog Johann von Oesterreich im Jahre 1828 die Expedition versucht hatte, sie aber ungeachtet aller Voranstalten, welche ihr Gelingen zu sichern schienen, getrocknen waren und zwar ganz nahe dem lohnenden Ziele aufgeben mußte, weil die drohende Gefahr der Lawinen, deren eine sogar den Hauptführer mit in die Tiefe nahm, zur schleunigsten Rückkehr nötigte. Diesem Ereignis ist es vor allem zuzuschreiben, daß von 1828 bis 1848 niemand eine Benedigerbesteigung wagte.

Dadurch wurde es den Besteigern vom 3. September 1841 möglich, als erste die noch jungfräuliche Spitze zu betreten.

Die Erstbesteigung des Benedigers geschah von der Salzburger Seite aus. Erst in späteren Jahren hat man den viel weniger beschwerlichen Aufstieg von Prägraten aus gefunden. Heute bietet die Besteigung des Großenedigers — die große Voraussetzung ist allerdings eine günstige Witterung — von Gschloß oder Prägraten aus keine sonderlichen Schwierigkeiten. Gar mancher Tourist wird bei der früher gebrachten Bemerkung von der Unersteiglichkeit des Benedigers in Verwunderung geraten sein.

Die Besteigung des Benedigers war zu Anfang des Jahres 1841 von Dr. Anton v. Ruthner, unserem Schilderer der Erstbesteigung, und von dem nachmaligen k. k. Minister Dr. v. Lasser verabredet worden. Von mehreren der höchsten Alpengipfel, dem Ankogel, ewigen Schneeberg, großen Friesl usw., hatten sie bereits den Großenediger gesehen und bewundert. Besonders interessierte sich, als ihm von der beabsichtigten Expedition Kenntnis wurde, der damalige Pfleger von Mittersill Ignaz von Kürsinger — auch als Schriftsteller bekannt. Ueber dessen Aufforderung wagten sich zwei Wäppler auf die Eisfelder des Benedigers; konnten sie auch die Spitze nicht erreichen, so vermochten sie doch die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu bestätigen. Herr von Kürsinger ließ zudem im Zeitungswege (!) zur Teilnahme an dem Versuche der Erstbesteigung einladen.

Am 1. September trat nun verabredungsgemäß die große Gesellschaft der Benedigerbesteiger in Neukirchen (im Salzburgerischen) zusammen. Um halb 2 Uhr früh wurde von Neukirchen in das Sulzbachtal aufgebrochen. Die Zahl der Besteiger betrug 39. Den ersten Tag ging es nur bis zur letzten Alpe im Sulzbachtale. Am Mitternacht wollte die Schaar die Weiterwanderung antreten, es kam aber erst

um halb 2 Uhr zum Aufbruch. Erst um halb 7 Uhr kamen die Bergsteiger am Gletscher an. Nach der Angabe der Führer mußten sie die Spitze umgehen. Jeder suchte mit tüchtigster Ehnlichkeit der Spitze nahe zu kommen, da die Sonne fast von Viertelstunde zu Viertelstunde den Schnee mehr erweichte, wodurch die Gefahren, wie auch die Beschwerden des Aufsteges wuchsen. Es hatten schon nicht mehr alle die Hoffnung, die Spitze zu erreichen. Bei vielen stellten sich Klagen über Brustschmerzen, Herzklopfen, Atembeklemmung, Augenschmerzen, Schwindel, Mattigkeit usw. ein.

An der Eiswand, welche sich auf der Tirol zugewandten Seite des hier ziemlich breiten Rückens des Benedigers ausdehnt und die wegen ihrer überhängenden Schneemassen nicht minder drohend als jene auf der Nordseite, welche 1828 das Unglück herbeigeführt hatte, kamen sie glücklich vorbei. Nach kurzem Aufsteigen in westlicher Richtung langten sie an dem Punkte an, wo jedes weitere Vordringen unmöglich ist, da sich der Berg hier plötzlich mit einer steilen Eiswand zur Verbindung mit dem Geisteskogel senkt. In den Fußstapfen der Führer, Josef Schwab — Hausstetter Sepp genannt — und Franz Scharler — „Hofmeller“ — erreichte die Schar auf dem letzten Kamme, der nur einige Schritte breit zur Linken fortan, zuletzt aber auch zur Rechten und gegen Osten, steil in die schwindelnde Tiefe fällt, scharf aufwärts steigend eine Krümmung, von welcher sie in geringer Entfernung die höchste Spitze und auf ihr den ersten Führer, den Hausstatter Sepp, erblickten. Die Spitze war bald auch von den übrigen erstiegen und der Führer, von dem schon die Mehrzahl geglaubt hatte, er sei ein Betrüger, dem es nur um den Führerlohn zu tun sei, gerechtfertigt. Der Benediger war erstiegen.

Die großartige Aussicht, die sich dem Bergwanderer bei günstiger Witterung am Benediger eröffnet, hatten die Erstbesteiger leider nicht; denn sie standen erst um halb 10 Uhr auf dem Gipfel, der bereits ganz in Nebel gehüllt war. (Alle aus der Gesellschaft erstiegen nicht den Gipfel, manche waren bereits von Unwohlsein befallen, vor der Spitze umgekehrt.) Dr. v. Lasser hatte die Thermometermessung vorgenommen, unterhalb der Spitze auf einem gegen Windfall geschützten Punkte zeigte sie 3 Grad Reaumur Kälte, so daß man annehmen konnte, daß auf der dem Wind ausgesetzten Spitze 5—6 Grad R. waren.

Der Rückweg nach Reufkirchen, bezw. die Rückfahrt nach Mitterill, war nach der Schilderung Dr. Rühners sehr reizvoll.

So verließ in möglichster Kürze nach Rühners Beschreibung geschilbert, die Erstbesteigung des Großbenedigers. Ueber dieselbe berichtete auch Dr. v. Lasser in der „Wiener Theaterzeitung“, ebenso J. v. Kürsinger und Dr. Spitaler in einem Buche: „Der Großbenediger in der norischen Central-Alpenkette, seine erste Besteigung am 3. September 1841 und sein Gletscher in seiner gegenwärtigen und ehemaligen Ausdehnung“. Nach diesem Werke hatte bereits im Jahre 1842 eine bedeutende Veränderung an der Form der obersten Spitze stattgefunden und war ihr äußerster Teil mit dem eingetriebenen Pflock schon damals in die Tiefe abgestürzt. Seitdem hat der Großbenediger weitere Veränderungen mitgemacht, so daß ebenso wie frühere Bilder von der Gletscherpasterze so auch solche vom Großbenediger heute nicht mehr dem wirklichen nahekommen.

Die Großnißalm.

(Schluß.) Von Alois Burnig.

In mancher Almhütte sind auch Kinder, welche auf die Alm gegeben werden, um gesund und kräftig zu werden. Haben die Kleinen auf dem Heu in dem Raume unter dem Dache ausgegessenen oder sind sie durch die von der Küche heraufdringenden Geräusche geweckt worden, so steht ihr Frühstück, bestehend aus „Bachemus“ (Nocken) oder Milchmus, in dessen Mitte eine mächtige Vertiefung mit geschmolzener Butter, das „Schmalzloch“ zum Lumben, sich befindet, schon bereit. Sind die Kinder dann gereinigt und haben sie ihr „Schupengelmei“ gebetet, dann gehts in tolen lustigen Sprängen hinaus zu dem Spiel-

platz auf der grünen Sammetmatte vor den Almen, wo sich ein munteres Bäcklein in vielen Krümmungen dahinwindet. Hier, wo sich alle Kleinen der Almkolonie jubelnd zum fröhlichen Spiele vereinigen, geht es natürlich äußerst lebhaft zu. Sobald die scherzende Sippenschaft den Zeitpunkt für gekommen erachtet, da es in der Hütte frische Butter gibt, so schiebt die fröhliche Gesellschaft nach allen Windrichtungen auseinander, um bald wieder mit mächtigen Butterbroten auf dem Schaulplatz zu erscheinen. Kinder und — Schweine rennen nicht selten in köstlicher Eintracht den Hütten zu. Die „Vorstendvöcher“ kennen genau den Glanzpunkt des Tages, wenn ihr Trod mit „Kawasser“ (Käsewasser) gefüllt wird; bei einer Verspätung wird solange gebieterisch in Chöre gegrünzt, bis ihnen ihr Lieblingsfuß verabreicht wird.

Haben endlich die Sennerinnen die wichtigsten Arbeiten verrichtet, so gehen sie gerne zu einander mit dem Strickstrumpfe in den Händen auf ein Plauderstündchen in den „Heimgarten“, bis das Glockengeläute der heimkehrenden Kühe wieder zur Pflicht ruft.

Die schwarzen Schleier der Nacht liegen endlich über die friedlichen Hütten ausgebreitet. Die Kinder träumen auf ihren duftenden Heulagern bereits von ihren Spielen und das Vieh pflegt auch der Ruhe. Nur einzelne Glockentöne und hier und da ein tiefer „Schmauser“ einer Kuh, welcher sich wie ein Windstoß anhört, sind aus dem nebenanliegenden Stalle zu vernehmen. Da schallt ein heller Lufschrei durch die Nacht, ein Schmadahüpfel folgt drauf und dann wird die Almhütte mit einem freundlichen „Gutn Abend!“ ausgemacht. Der Gruß wird herzlich erwidert. Raumende Töne einer Mundharmonika von draußen, lassen auf einen zahlreicheren Besuch schließen.

Es traten auch gleich darauf ein paar schmucke Burschen mit ihren drallen Dirndl unter fröhlichem Gesänge ein. Sie kommen von der Nachbaralm „entswaffern“. Es ist der Kuhhirt, der „Döchner“, der „Schafler“ und ein paar lebenslustige Sennerinnen. Sie setzen in diesen abendlichen Zusammenkünften nichts Unerlaubtes, sondern etwas ganz Selbstverständliches, denn sie sind durchaus ehrbare junge Leute. Von den Nachbarhütten kommen nun auch einige Sennerinnen und Hirten, bis das letzte Plätzchen der Hütte, der Hackstoß im Winkel, vergeben ist.

Die Bänke rings um das hell lodernde Feuer sind von den Hirten besetzt. Diese haben zwar nicht den besten Platz, denn das Herdfeuer setzt den nackten Knien arg zu und der Rauch treibt den Männern die Tränen aus den Augen. Mein es ist hier doch bequem wegen dem Pfeifenanzünden, da erpart man sich das Feuerzeug. Die meisten holen sich kurzweg mit zuckenden Fingern eine glühende Kohle und legen sie auf die kurze Stingelpfeife, darnach unter einem Kernfluche mit den verbrannten Fingern schmalzend.

Ist der übliche „Nachtrösentanz“ schon vor dem Eintreffen des Besuches abgebetet worden, so ist's recht, wenn nicht, erhält ein Hirt von der Sennerin den gemessenen Auftrag: „Laf' losgehen!“, worauf dem frommen Brauche Genüge geleistet wird.

Hernach nimmt die Unterhaltung wieder ihren ungestörten Fortgang. Es wird die Mäckergebigkeit der „Sched“ gerühmt und gewettet, daß die „Blaf“ ebensoviel oder noch mehr Milch gibt, es wird besprochen, daß die „Bräunk“ beinahe abgestürzt wäre u. dgl. m. Dann wieder dreht sich die Unterhaltung um die neuesten Ereignisse, welche sich drunten im Tale zugetragen haben, von denen ein soeben eingetroffener Lebensmittelträger Nachricht gebracht hatte. Dann kommen die verschiedenen alten Sagen u. Gespensstergeschichten an die Reihe. Nachdem auch diese nicht mehr ziehen, sagt der Döchner: „A was, hörts auf mit enker dummen Geschichten, die doch von A bis Z erlogen sein, und du Schafler „hobest“ uns oans auf mit dein Fohjohel, gschetter!“ Und gleich dreht sich ein Paar nach dem andern unter lustigem Getrampel im Kreise. In den Tanzpausen wird ein lustiger Jodler gesungen, gescherzt und gelacht.

Das Feuer auf dem Herde droht endlich zu verlöschen und man verabschiedet sich mit

einem herzlichen „Gute Nacht“ von einander. Noch einige verhallende Jubelschreie und alles ist still.

Nabe bei den Almhütten der Mittelborfer Alm steht ein kleiner Hügel, auf welchem ein schlichtes, verwittertes Kreuz aufgestellt ist. Hier versammeln sich an Sonn- und Feiertagen die Sennerinnen, um zu beten. An lauen Sommerabenden findet sich ab und zu auch die gesamte Almgesellschaft zusammen. Nach der üblichen kurzen Abendandacht werden Spiele veranstaltet, von welchen das nettende „Blindfuhspiel“ am beliebtesten ist. Es schmälert keineswegs die harmlose Unterhaltung, wenn das Sternengefunkel vom schimmernden Himmelzelt die einzige Beleuchtung bildet. Wird es dort trocken und gar zu dunkel, dann setzt sich die fröhliche Gesellschaft zusammen und läßt einige lustige Weisen erschallen. Doch auch die unvermeidlichen Spulgeschichten werden nicht vergessen.

Der „Schafler“ und der „Döchner“ äußern spottend ihren Unglauben an derlei Geschichten. Allein der Kuhhirt tritt dann nur um so eifriger für die Wahrheit der alten Sagen ein. „Was mei Urnehne (Urgroßvater) von sein' Urnehn g'hört hat, werd decht wahr sein, glab i“, eifert er fast zornig. „Habts nit den Beweis, daß mir do herinnen koa Holz it hobn.“ Eine junge Sennerin, der die Sache unklar erscheint, fällt in das Wortgespräch mit der Aufforderung: „Na, erzähl nur, wie die Sach gangen isch, daß mir's Holz so weit hereinschleppen müasch.“ Der Alte läßt sich dies nicht zweimal sagen und beginnt:

„Dö Soch isch sou kommen. Vor unolter Zeit sein do, wo jetzt die Almen sein, sou viel giftige Würmer (Schlangen) g'wösn, daß do weder Mensch noch Vieh hat sein können. Damer von dö giftigen Würm ist a weißer g'wösn. Die Leut hoben sich g'f' denkt, daß dö dö amol mit rechte Dingen nit zuegeht. Döswögn hobn sie an Pater von Venz gebittet, do eicher z'zieh'n und mit „Verschwörungen“ die giftigen Teufelviecher zu vertreiben. Der Pater hat glei g'fragt, ob wohl koa weißer Weispurm dabei isch. Die Leut hobn ober den weißer Wurm ab'g'laugt (verleugnet), weil sie sich decht hobn, dann geht der Franziskaner nit eicher. Wie denn der Pater kommen isch, hot er g'hoastn um a swanene (Steinerne) Seil (Säule) a tüchtig's Feuer machen und er isch auf die Seil auchg'htondn (hinaufgestanden). Nocher hot er g'lösn und g'lösn und noch ölle vier Himmelsgegendn hin umanonderzoagt. Dö isch die Verschwörung g'wösn. Es hot a nit long dauert, do sein die Weispurm daherg'wohlt, lauter schworze, und ölle sein ins Feuer kroch'n. Wie öba die schworzn Würm ölle gor sein g'wösn, do ist galling a der weißer Gistwurm daherkommen. Der isch öba nit ins Feuer eini. Der Pater ist so erschrock'n, daß er af Händ und Fieß zittert hot. Er hot g'f'ogt, jetzt bin i verlor'n. Nocher hot er host wieder betet, g'lösn und verschworn, nocher ist der weißer Wurm decht galling ins Feuer eini, ober long hot er si davor g'wehrt. Der Pater hot dann g'f'ogt, daß der Gistwurm nur unter der Bedingnis abgongen ist, daß in der Alm entweder koa Woffer oder koa Holz isch und hot die Leut g'hoastn wähl'n zwis'n boade Uebl. Do hobn die Leut freilli lieber 's Holz ausg'lofs'n, as mia 's Woffer. Was tat ma denn do, wenn ma koa Wasser net hattn. Öba jetzt wearts es glabn, daß dö Gschicht wahr isch, weißs sechs, as ma koa Holz nit hobn! Woher kam denn dö ischit öbba?“



Das Primiz-Essen.

Von Hans Mahl-Venz.

Der Sepp und der Lois waren auch zur Primiz geladen als seinerzeitige Schulkameraden des neuen hochwürdigen Herrn. Im Sonntagwandel, jeder mit einem großen Rucksack, so waren sie mit einem hellen Judjezer ins festlich beflaggte Dorf eingezogen und grab wie sie beim Döchnerwirt hinenwollten, kam ihnen der Kramer Bartl in die Quer. „So, seids a do, Mander, is schön von Euch, gehts eini in d' Stuben, es tragt no a Halbe vor dem Gottesdienst.“

Der Kramer Bartl hatte es auf die beiden scharf. Eine für ihn nicht gut geratene Liebs-

geschicht war der Grund, und als er sie sah, dachte er an Vergeltung.

Wie er in die Stube trat, hängten die beiden gerade ihre Rucksäcke auf den Nagel. „Habs Ent frei fein austaffiert fürs Fest“, meinte er, auf die Rucksäcke deutend, „wollts wohl in Segen hoambringen damit.“

„Na, i z Essen“, sagte der Sepp, „in Segen lass'n wir dir da, mir gehn mehr aufs Feste. Bei so einer hohen Einladung muß man den Primizianten a die Ehr. antun, und dös barmachen mir am besten mit 'n Essen. Gelt Lois!“

„Sell man i a, wenn ma nur in richtigen Platz a dervisch'n bei der Tafel, nit daß sie an die Schlüssel vor der Kas'n spazieren fährn und mir lei das Einischau'n habn.“

„Das mach' alls i“, sagte der Bartl, „i bin der primiziantliche Tafelmeister und es werds nit z' kurz kommen.“ Sprachs und ging aus der Stube.

Nach dem feierlichen Gottesdienste gings hoch her beim Ochsenwirt. 186 Gebete. In der Küche hüllte eine undurchdringliche Dunstwolke all die Beckerbissen ein, die der irdischen Wegzehrung harrten.

Bei der Tafel saßen der Sepp und der Lois beisammen, neben ihnen die Bäuerin vom Birkerhof. Unter dem Stuhle hatte jeder seinen Schmerfer sperrangelweit geöffnet stehen, um ihn mit den gebotenen Beckerbissen zu füllen. Der Sepp hatte das Süße und 's Bratele, der Lois die anderen kulinarischen Genüsse übernommen.

Die Knödel mit Kraut und Gselchtem waren vorbei und auf dem Grunde der Rucksäcke ruhten nach verständnisvollem Blicke 6 „Tiroler“ in einem Beite von Kraut, aus dem wie Inseln die roten Finnen des Gselchtes ragten. Beim fünften Gang gabs ein kleines Intermezzo. Die Birkerhofbäuerin hatte mit fachkundigen Blicken ein satziges großes Hendlbrüstel vor sich aufs Teller gelegt, sehr zum Leidwesen des Sepp, der schon lange darauf spekulierete.

„Du, Bäuerin“, sagte der Sepp, „schau dir nur amol den Lois an, dem hat jetzt der Doktor a dritts Rosenloch machen müssen, von wegen an Polypen.“

Wie die Bäuerin hinsah, wars Hendlbrüstel weg und zu seinen Vorfahren in den Schmerfer gewandert. „So, wer hat denn jetzt mei Hendl weg“, jammerte die Bäuerin. „In Lois sei Rosenloch is einigschlössn“, sagte der Sepp lakonisch und nahm ein Mordstrumm Kalbsbraten heraus.

So beim siebten Gang hatten die Schmerfer schon eine pralle Rundung und standen bombenfest am Boden und in ihren gierigen Rachen wanderte das Süße und das Feste. Wie schon einmal alles ein Ende hat auf dieser Welt, so auch das Essen und die beiden Schmerfer hatten sich ebenfalls überfressen, so mordsmäßig waren sie in die Dicke gegangen.

Nach den obligaten Neben hob der Primiziant die Tafel auf, die Jugend ging tanzen und die älteren Leute tranken noch ein Schälchen Kaffee und knusperten am Gugelhuip herum.

Da trat der Kramer Bartl an die beiden Festgäste heran, und so daß es alle hören konnten, redete er sie an: „Hats gschmeckt? Habs wohl nit zwenig ghabt für oben und unten? A bissl a schlechts Egen habts halt ghabt mit entere Schmerfer do am Boden. I wers enk auftrag'n in d' Speis, es gehts ja eh tanzen.“ Sprachs und wollts zugreifen.

„Stehn lassen“, fuhr ihn der Sepp an, „dös schaffn mir selber, do sein Weinberl drauf“, stand auf und mit ihm der Lois. Ein fester Griff an die Tragriemen und zwei Rucksäcke hingen in der Luft, wie zwei ausgetrocknete Wursthäute.

Bleich vor Mut, sahen sie am Boden zwei Pyramiden stehen, aufgemauert auf der festen Basis von sechs Knödeln und an Stelle des Mörtels gab das Kraut die feste Verbindung ab. Schöne Stücke Rindfleisch und Braten gaben dem Ganzen Form, Kompott die Fässon und oben drauf ruhte auf Seppels Ehturm das Hendlbrüstel der Birkerbäuerin. Aus den Rucksäcken fiel mit melancholischem Geräusche noch ein Stückchen festgepappter Mehlspeise u. dann wars leer in ihnen, wie's eben leerer nicht mehr hätte sein können.

„Spill i vielleicht in die Herrschaften noch

a Suppn dazu bringen, bei so an Hunger is immer besser a bissel mehr als zwenig“, fragte zynisch der Bartl. Doch vor den wütenden Blicken kam er nicht weiter.

Trauernd standen sie vor dem Leichenhügel und die Gäste lachten aus vollem Herzen ob des gebotenen Schauspielers. Nur die Birkerbäuerin war nicht aus der Fassung zu bringen, behutsam löste sie aus Seppels Turm das Hendlbrüstel und hielt es dem Seppel unter die Nase: „So, du Raubersbua, dös schau dir guat an, sagte sie wohlmeinend, „und wann ihr wieder einmal zur Primiz gehts, so schauts z'erst, ob enk nit aner die Böden von die Rucksäck austrennt hat, es Laggel, es dummen.“

Zwischen Tage lang hütete der Kramer Bartl das Bett, der Segen war zu ausgiebig ausgefallen.

Der Knecht, Herr Veidl.

Ein Freund unseres Blattes aus dem Oberinntal schreibt uns: Das Lied „Herr Veidl“ erinnert mich an das letzte Gymnasialjahr, wo gelegentlich eines Ausfluges beim „Brückenwirt“ (Neustift bei Brigen) von einem Mitschüler († Michael Hechenblaidner, später über Tirol hinaus als Agrarpolitiker bekannt, 1922 in Rotholz gestorben) ein ähnliches Lied mit der Gitarre gesungen wurde und allgemeinen Beifall fand. Hechenblaidner ist geboren in Stans bei Schwaz. Das Lied hatte folgenden Wortlaut:

Unser Knecht, der Veidl, der wollt' a
Reiter wern,
Und fahlt' ihm nit der Tschacko, so kummt
er aner wern;

Da nimmt die Muetter den Suppentopf,
Sepp'n dem Veidl auf'n Kopf:
Reit, Veidl, reit! Reit, Veidl, reit!

Unser Knecht, der Veidl, der wollt' a
Reiter wern,
Und fahlt' ihm nit der Sabl, so kummt
er aner wern;

Da nimmt die Muetter an Ofenschicht,
Gängl's dem Veidl an die Seit':
Reit, Veidl, reit! Reit, Veidl, reit!

Unser Knecht, der Veidl, der wollt' a
Reiter wern,
Und fahlt' ihm nit die Sporn, so kummt
er aner wern;

Da nimmt die Muetter 's Krapp'urabl,
Stecht's dem Veidl an die Wabl:
Reit, Veidl, reit! Reit, Veidl, reit!

Unser Knecht, der Veidl, der wollt' a
Reiter wern,
Und fahlt' ihm nit 's Köhl, so kummt
er aner wern;

Da nimmt die Muetter 'n Bratlspeiß,
Tut 'n en Veidl zwisch'n die Füß:
Reit, Veidl, reit! Reit, Veidl, reit!

Wir hörten damals dies Lied Alle zum erstenmale. Weiters weiß ich nichts zu sagen darüber. J. P.

Was alte Steine erzählen.

Vor Jahren habe ich einmal die alte Bergstraße, die vom Schlosse Heimfels über Tessenberg, St. Jakob („an der Straße“), Abfaltern, Anras, Justein, Aking und Baumberg nach Leisach führt begangen. Die reiche Abwechslung, bald herrliche Ausblicke, bald öbste Einsamkeit, alte Bauten und Reste ehemaligen großen Verkehrs entschädigen den Wanderer für den weiten, beschwerlichen Weg. Er hat die ältesten Ansiedlungen verbunden, die römischen Soldaten haben ihn verbessert und befrucht. Mit Ehrfurcht, welche alte Denkmale jedem denkenden Menschen einflößen, habe ich die Inschrift oberhalb der Haustüre des Widums in Baumberg geseh: Caius Antistius Celer, das erste ist der Vorname, das zweite ist der Familien- oder Schreibnamen, Celer ist der Beinamen (vulgo) und heißt „der Schnelle“. Unter diesen 4 Buchstaben V S L M, Notum, Solvit, Libens, Marti, möchte ich sie lesen, (ein Gelehrter mag etwas anderes herausbringen) b. h. der Genannte, löst mit Freuden sein dem Kriegsgotte Mars gemachtes Gelöbniß.

So hat ein römischer Offizier seine Religiosität bekundet und dem Gotte gedankt, daß er bei diesem Kriegszuge heil davongelommen. Der feinstörnige Stein mit den lauberen Buchstaben und

Profilen hat wahrscheinlich ein kleines Bronzebild des Mars getragen und stand auf einem Feldblod oder in einer Nische an der alten Straße, wo vielleicht ein Hebersfall der Eingeborenen auf die durchziehende Kohorte (Kompagnie) statt fand. Form und Schrift weisen auf die Zeit um 14 n. Chr. des ersten Zuges der Römer durch das Tyrotenland.

In Leisach treffen wir ebenfalls ein n alten Denkstein. Nachdem er fast 500 Jahre verborgen war, kam er bei der Restaurierung der dortigen Pfarrkirche ans Tageslicht, vor 10 Jahren. Auf den ersten Blick möchte ihn ein Stillkenner für eine handwerksmäßige Arbeit aus der Biedermaierzeit vor 100 Jahren ansehen — ein Sockel aus Kalkstein in geschweiften einfachen Formen, oben war er eben geschliffen, die Vertiefung für das Becken wurde kurz vor seiner jetzigen Aufstellung ausgehauen. Der Stein trug demnach einst eine Statue eines Gottes oder Kaisers, letztere wurden ja nach dem Tode unter die Götter versetzt. Sein Fundort beweist nun, daß er aus alter Zeit stammt und nicht eine Nachahmung der Renaissance ist. Er war nämlich in den steinernen Tisch des Hochaltars eingebettet, der aus dem 15. Jh. stammte und einen noch älteren, vielleicht aus dem 9. ersetzte, wie die Kirche den jetzigen größeren Chorbau erhielt. Ein alter Gebrauch herrschte bei Errichtung von neuen Kirchen, etwa vorhandene heidnische Opferaltäre oder Denksteine, umgestürzt in den christlichen Altar einzumauern, zum Zeichen des Sieges über die heidnische Götterverehrung. Da das Christentum schon im 4. Jh. von Aquileja aus in der Tiener Gegend verbreitet wurde (die Bischofsstadt Aquinum) und die Form des Steines auf dieselbe Zeit hinweist, so wird er sein Standbild nicht lange getragen und vielleicht in der alten Burg, deren Reste man noch heute oberhalb der Klause sieht, einen Platz gefunden haben, wo auch die Erinnerung an seine erste Bestimmung lebendig blieb und seine spätere Einkerkelung veranlaßte. Eine ähnliche Bedeutung mag auch die Verwendung eines römischen Inschriftsteines aus Marmor haben, der als Stufe in die Kanzelstiege zu Oberdrum (Oberlienz) eingefügt ist. Seine verkehrte Lage und die schlechte Beleuchtung machte mir die Lesung der Buchstaben unmöglich.

Das früher beschriebene Denkmal in Leisach hat als Weihwasserträger einen recht passenden Platz, er erinnert an ein Vorkommnis in der Zeit seiner Entstehung. Kaiser Julian hatte sich vorzüglich wegen seiner traurigen Familienverhältnisse wieder dem Heidentum zugewandt, die geschlossenen Tempel öffnen lassen und besuchte die heidnischen Opfer. Bei einem solchen erwartete ihn der Götterpriester in Nachahmung der christlichen Sitte mit seiner Art Weihwasser. Dem Kaiser voran schritt der Kommandant der Leibwache Valentinian der spätere Kaiser. Als nun der Tempelvorfand ihn besprengte, gab er ihm als Dank eine Ohrfeige und die mag, von einer römischen Soldatenaust, nicht zart ausgefallen sein! Dann zog Valentinian sein Schwert und hieb das beneigte Stück seines Purpurmantel weg, warf es zu Boden und trat darauf. Der Kaiser mußte das ruhig ansehen, er war wegen seiner Heuchelei und Grausamkeit eben so unbeliebt, als sein Gardeoberst wegen seines christlichen Mutes angesehen war.

Ich würde sehr bedauern, wenn diese Zeilen die Sammelwut eines Liebhabers erregen würden, dieses ehrwürdige Stück ihn ein Museum zu schleppen, dorthin gehören nach der Ansicht echter Kunstfreunde nur Gegenstände, die in Gefahr der Zerstörung oder Entfremdung sind. Die Denkmale und Kunstwerte im Museum haben Leben und Zusammenhang mit der Umwelt verloren, ganz abgesehen davon, daß erwiefernmaßen die Luft in demselben für feinere Gegenstände nicht erhaltend wirkt. Was wird heute geschrieben und gesprochen über „Eskalgeschichte, bodenständigen Unterricht usw.“ Ich erkläre das so lange als Heuchelei und Vorwand, um unsere vaterländische Geschichte zu vertuschen, bis die Bürger der Stadt Leizach aufraffen ihre wertvolle Kunstsammlung endlich aus den Risten heraus und in einen anständigen Raum zu bringen! Fr. J. U.

Briefkasten.

Abso 1: Selbstverständlich ist die Einlieferung von alten Weihnacht-Herbergliedern erwünscht.

Herausgeber, Eigentümer und Verleger: Osttiroler Pressevereinigung; Drucker: J. G. Mahl (Hans Mahl), verantwortlicher Schriftleiter: Dr. R. W. Schneider, sämtliche in Leizach.